



Welches ist nachhaltiger? In Bad Aibling wurden drei Forschungshäuser errichtet, eins aus Beton, eins aus Holz, eins aus Ziegel.

Fotos Maria Irl

Die großen Dramen zeigen sich in den kleinen Meldungen: In Berlin, berichtet die lokale Presse, habe ein betrunkenen Anwohner des Lichtenfelder Rings einen Specht abgeschossen; befragt, warum er das getan habe, erklärte der aufgebrachte Mann, das Tier hackte nun schon seit geraumer Zeit Löcher in seine Hauswanddämmung.

Die Geschichte ist nicht nur für das – wie im Corona-Jahr 2020 deutlich wurde, ohnehin problematische – Verhältnis von Mensch und Tier vielsagend, sondern auch für das von Bauen und Natur: Um den Klimawandel einzudämmen und Energie zu sparen, wurden in den vergangenen Jahren Millionen von Betonbauten mit Wärmedämmverbundsystemen eingepackt, die oft aus Styropor waren und später als Sondermüll entsorgt werden müssen; man kann sagen, dass „ökologisch bauen“ in Deutschland meistens bedeutet, Betonkisten in Rohölprodukte einzupacken, mit dem Ergebnis, dass am Ende die Bewohner die klapprigen Fassaden mit Waffen gegen die Natur verteidigen.

Angesichts der Qualität vieler aktueller Bauten ist es erst einmal eine gute, wenn nicht sensationelle Nachricht, dass die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, eine Grundsatzklärung abgegeben hat, die die Frage, was und wie gebaut wird, zur europäischen Chefsache machen will. Dabei ging es zunächst einmal um das Bauen als ökologisches Problem: Allein die Zementherstellung verursacht rund acht Prozent der weltweiten CO₂-Produktion, und es ist klar, dass die sogenannten Klimaziele ohne einen grundlegenden Wandel des Bauens nicht zu erreichen sind; alle Elektroautos der Welt bringen nichts, wenn sie in neuen Betonparkgaragen parken.

Das Bauen und der Betrieb von Gebäuden verursachen, wenn man alles zusammenrechnet, sogar „vierzig Prozent unserer Emissionen“, rechnet von der Leyen vor und fordert, dass das Bauen „weniger verschwenderisch, weniger teuer und nachhaltiger werden“ müsse, mit „organischen Baumaterialien wie Holz und intelligenten Technologien wie KI“. Beraten wird sie von dem renommierten Klimafolgenforscher Hans Joachim Schellnhuber; der hatte vergangenes Jahr zusammen mit Politikern, Ingenieuren und Künstlern eine Erklärung veröffentlicht, die „Das Bauhaus der Erde“ betitelt ist, was wiederum an das Nachhaltigkeitsmanifest des Bundes Deutscher Architekten (Titel: „Das Haus der Erde“) erinnert. „Ein Umdenken im Bauwesen“, so Schellnhuber, sei „der wichtigste Faktor im Kampf gegen den Klimawandel, dennoch spielt es in den öffentlichen Debatten kaum eine Rolle oder konzentriert sich lediglich auf isolierte Aspekte wie die Energieeffizienz von Gebäuden. Eine koordinierte Bauwende ist aber das Gebot der Stunde und muss einen ähnlichen, wenn nicht sogar höheren Stellenwert erhalten als die Energie- und Verkehrswende.“

Geht es auch mit weniger CO₂?

Man kann es schon angesichts der in der Breite trostlosen Qualität des aktuellen Bauens, der mit Billigputz überzogenen Betonregale und der allgegenwärtigen Investorenkartons eigentlich nur begrüßen, dass sich die oberste europäische Politikerin die ökologisch wie ästhetisch verheerende Bau-Unkultur vornimmt und mit Schellnhuber ebendiese „Bauwende“ fordert. Aber von der Leyen geht noch weiter: Das „neue Europäische Bauhaus“, das sie errichten will, sei „nicht nur ein Umwelt- oder Wirtschaftsprojekt“, sondern ein „neues kulturelles Projekt für Europa“; man müsse „dem Systemwandel eine eigene Ästhetik geben – um Stil und Nachhaltigkeit miteinander in Einklang zu bringen.“ Aber wie sähe diese „Ästhetik des Systemwandels“ aus?

Nicht jeder reagierte begeistert auf von der Leyens Bezugnahme zum Bauhaus: Hatte, so fragen vor allem die Anhänger der klassischen „europäischen Stadt“, die deutsche Architekturschule neben allen technologischen, experimentellen und interdisziplinären Meriten nicht auch stark

Wir brauchen eine Bauwende

Umweltsünder Architektur: Allein die Zementherstellung verursacht acht Prozent der weltweiten Klimagase. Ursula von der Leyen will ein „Europäisches Bauhaus“, das klärt, wie wir zukünftig besser wohnen können.

esoterische Züge, stand sie nicht am Beginn eines technokratischen Unterbringungsfunctionalismus, der der Welt erst jene Betonregale bescherte, die jetzt als Problem identifiziert werden? Dass die oberste Europapolitikerin nicht nur eine Senkung der CO₂-Emissionen wie im Automobilsektor verlangt, sondern eine neue Ästhetik, die „weniger verschwenderisch“ ist und Nachhaltigkeit zum Ausdruck bringt: Das ist etwas Neues. Ist jetzt Schluss mit Stahl- und Glaspalästen wie dem neuen Berliner Flughafen, werden Giga-Kulturprojekte wie die Elbphilharmonie bald als frivole Aufwällungen eines ressourcenzerstörenden Industriekapitalismus dastehen, ist das „Bauhaus der Erde“ wörtlich zu nehmen, werden die ehemals weißen Kisten in Zukunft aus Lehm sein – und wie könnte man sich eine „Ästhetik“ des nachhaltigen Systemwandels denken: Städte, die sich als Wälder verkleiden, mit Häusern wie Bäume – unten alles aus Holz, oben üppiges Grün?

Wie kann das Bauen in Zukunft aussehen? In Bad Aibling hat die B&O-Gruppe zusammen mit dem Architekten Florian Nagler, der an der TU München mit einem Forschungsteam zum nachhaltigen, „einfachen Bauen“ kooperierte, drei Testhäuser errichtet, mit denen herausgefunden werden soll, wie man am nachhaltigsten baut – und mit denen eine Wende zu ebendiesen einfachen Bauen gefordert wird. Die drei identischen Häuser wurden in unterschiedlichen Materialien errichtet – eins aus Massivholz mit Luftschlüssen, eins aus Dämmbeton und eins aus Ziegel; Sandstein und Lehm sollen folgen.

Die These der Forscher lautet, dass robust und einfach gebaute Häuser mit reduzierter Gebäudetechnik „hinsichtlich Ökobilanz und Lebenszykluskosten der Standardbauweise überlegen sind.“ Die einschaligen Wände, sagen die Architekten, haben eine ähnliche Dämmleistung wie hochkomplexe Wandaufbauten, weil in ihnen, wie früher üblich, Luft eingekapselt wird; die Holzwand, sagt Nagler, habe so einen Wärmedämmwert, den keine Ziegelwand und auch kein Wärmedämm-Verbundsystem erreiche. Deutlich ist die Präferenz der Ingenieure für das Holzhaus – der ökologische Fußabdruck über den gesamten Lebenszyklus von angenommen hundert Jahren liege beim Betonhaus mehr als

fünfmal so hoch. Man kann über diese Zahlen streiten – aber der Ansatz ist richtig: „Brauchen wir wirklich in allen Räumen 21 Grad Raumtemperatur oder reicht es, wenn das Schlafzimmer kühler ist?“, fragt Nagler. Wie groß müssen Räume und Fenster sein? Man kann durchaus mit Melancholie das Verschwinden der großen modernen Glasfassaden beobachten, die die Natur optisch ins Haus holten, energetisch aber offenbar massiv belasteten. Wird man sich stattdessen an die trutzige Optik alter Schweizer Berghäuser mit ihren kleinen Fenstern gewöhnen müssen?

Mit Hang zum Kasernen-Look

Die „Drillings“ sehen mit ihren Bogenfenstern ein wenig aus wie antike römische Häuser; sie können einen Hang zum Kasernen-Look nicht verhehlen, sehen dann aber in Materialität und Detail doch deutlich besser aus als die mit Billigputz und Dämmung verkleisterten Pseudo-Bauhauskisten, die in den Vorstädten von der Bauindustrie auf den Acker gewürfelt werden. Die „Drillings“ bringen mehr Menschen auf der gleichen Fläche unter als ein Einfamilienhaus und wollen zu großen Flächenfraß vermeiden, umgehen aber gleichzeitig die mit extremem Hochbau verbundenen Probleme wie aufwendige Haustechnik, Fahrstühle und Betonkern. Ist das die Zukunft – oder nur die Wiederentdeckung der Vergangenheit? Soll in Zukunft so gebaut werden, und wie viele Menschen können so untergebracht werden? Muss man nicht doch etwas höher bauen?

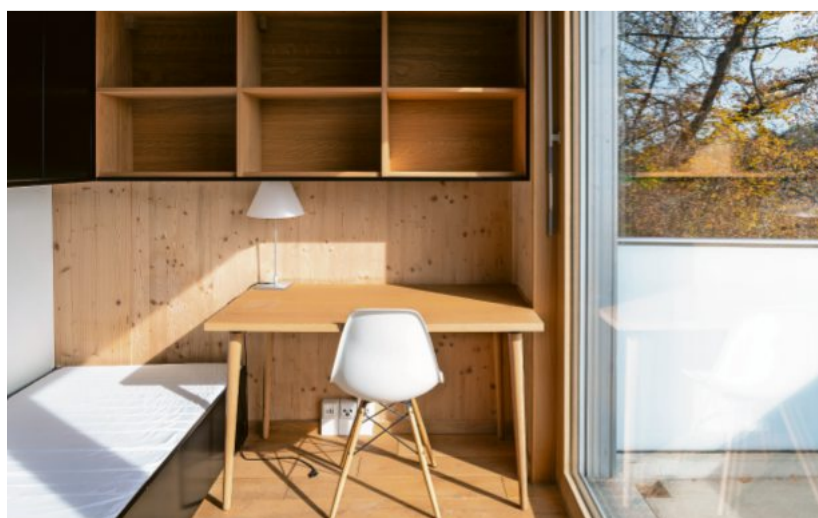
In Zukunft soll weder so noch überhaupt so viel gebaut werden, lautet eine Antwort – weil wir perspektivisch auf den größten Gebäudeleerstand der Moderne zusteuern. In den Städten werden in den kommenden Jahren als Folge der Digitalisierung, des Online-Handels und der für die Unternehmen ökonomisch interessanten Umstellung auf Homeoffice zahllose Bauten leerstehen: Postämter, Bürohochhäuser, Einkaufszentren. Könnte man diese Millionen von Quadratmetern nicht intelligent umbauen, dort neue Formen von Wohnen und Arbeiten erproben, Raumformen erfinden, die es etwa erlauben, auch in Krisenzeiten die Betreuung von Kindern und die Arbeit besser zusammenzubringen, Nachbarschaften zu stärken? Vielleicht

bräuchte man jetzt eine internationale Bauausstellung, die nicht nur fragt, wie man in Zukunft baut, sondern auch, was und für wen. Wenn gebaut wird, dann oft für nur zwei Daseinsformen – Singles oder Kleinfamilien. Das ist eine normative Setzung, die an Realitäten und Wünschen vieler Menschen vorbeigeht: Acht Achtzigjährige, die nicht mehr allein, aber auch nicht im Heim leben wollen, sondern zusammen, finden selten eine geeignete Wohnung, ebenso vier Alleinerziehende mit Kindern: Dabei hat gerade die Pandemie gezeigt, wie wichtig gerade in Krisenzeiten Kleingemeinschaften sind, in denen man sich vom Infektionsgeschehen abschotten kann, ohne zu vereinsamen.

Man muss aufpassen, dass die grüne Revolution nicht die gleichen Kisten noch mal baut, diesmal nur aus Holz. Die Gefahr einer „Ästhetik des Systemwandels“ ist tatsächlich, dass sie Forderungen bloß ästhetisch bedient, deren Erfüllung eine politische sein müsste. Kürzere Wege zwischen Arbeit und Wohnen bringen mindestens so viel wie exzessive Begrünung. Schließlich prägen auch Dinge das Bauen und die Zukunft der Stadt, die nichts mit Dämmwerten, sondern mit Wertvorstellungen zu tun haben. Das Bauhaus, von dem von der Leyen träumt, müsste nicht nur Architekten und Künstler, sondern auch Hacker und Programmierer beschäftigen – der größte Schatz, den die Stadtgesellschaften des digitalen Zeitalters produzieren, sind Daten. Mit ihnen könnte man schneller und präziser Politik machen, wenn man sie nicht wie bisher steuerfrei den Digitalkonzernen zur Verfügung stellt. Zurzeit entgehen den Kommunen Milliardensummen – schlimmer noch, sie geben das Management von vitalen Funktionen der Stadt, von Wasserversorgung über den Gesundheitssektor bis zur Kontrolle des öffentlichen Raums, an private Anbieter ab und damit auch das Datenwissen; so nehmen sie sich langfristig die Chance zu politischer Gestaltung.

Eine europäische Bauausstellung wäre eine Chance, dass die guten Ideen aus den Architekturfakultäten und Programmierzirkeln endlich sichtbar und politische Realität werden. Der Moment dafür ist besser denn je: Selten gab es so viel Geld wie jetzt in den europäischen Post-Corona-Wiederaufbau-Töpfen – und selten gab es so viele gute Architekten, gerade jüngere, deren berufliche Existenz allerdings nach bald einem Jahr Corona bedroht ist. Es wäre der Moment, sie mit dem Bau von Häusern zu beauftragen, die nicht nur Energie sparen, sondern, als Ermutigungsarchitekturen, neue Wohnformen zulassen und andere Formen, Zeit miteinander zu verbringen; leerstehende Postämter, Parkhäuser, Bürotürme umzubauen und auch die zahllosen leerstehenden Häuser auf dem Land, so dass diejenigen, die ihre Kinder im Grünen aufziehen wollen, auf den Dörfern neue Formen nichtstädtischer Arbeit erfinden können. Vielleicht geht es weniger um einen neuen „Stil“ des Nachhaltigen als um einen neuen Gesellschaftsvertrag: Unsere Städte sind um das Mantra von Effizienz und Expansion herum gebaut. Die Digitalisierung birgt die Chance, Prioritäten neu zu setzen, Gewinne nicht nur für ökonomische Expansion und quantitatives Wachstum einzusetzen, sondern zu überlegen, welche Räume und Bauten die Lebensqualität aller steigern könnten. Über all das müsste eine europäische Bauausstellung diskutieren: über Dichteregulungen, den Sinn von absurd komfortorientierten Baustandards und den überfälligen Stopp der Zersiedlung; über Daten- und Bodenpolitik, also die ökonomischen Grundlagen jedes Städtebaus im Digitalzeitalter. Sie müsste gerade jungen Architekten Aufträge für neue Krankenhäuser, Schulen und Bildungsorte geben und zeigen, wie man Kinder nicht mehr in zu Kitas umgebauten Läden und Alte nicht mehr in „Seniorenresidenzen“ wegsortiert, die typologisch dem modernen Krankenhausbau deutlich ähnlicher sind als dem altersgerechten Monarchenschloss, auf das der euphemistische Titel hoffen lässt. Sie müsste gleichzeitig zeigen, wie man energiesparender, einfacher, haltbarer und schöner baut – und wie man das Bauen vermeidet, wo es geht, und stattdessen den Bestand intelligent neu besiedelt. Und vielleicht auch noch ein bisschen Holz für den armen Specht übrig lässt.

NIKLAS MAAK



Wie viel Platz braucht man – und sieht so das WG-Zimmer der Zukunft aus?